

Frauenstimme

Nr. 13 * 48. Jahrgang

Beilage zum Vorwärts

2. Juli 1931

Berliner Funktionärinnenkonferenz

Am 29. Juni tagten in den Kammerjäten die Berliner Funktionärinnen der Sozialdemokratischen Partei. Das Referat des Abends hielt Genossin Käthe Kern über „Die Stellungnahme des Leipziger Parteitag zur Erwerbsarbeit der verheirateten Frau, zum § 218 und gegen den Faschismus“. „Wiederum hat unsere Partei in Leipzig“, so führte die Rednerin aus, das Recht der Frau auf Erwerbsarbeit bestätigt, das schon im Heidelberger Programm als Programmpunkt aufgenommen ist. Daß bei Entlassungen die soziale Lage des einzelnen berücksichtigt werden soll und daß vor allem der wirtschaftlich Schwächere seinen Arbeitsplatz behalten soll, wird als selbstverständlich angesehen. Hierfür sind aber die Voraussetzungen schon im Betriebsrätegesetz gegeben. Trotzdem war die erneute Stellungnahme notwendig, weil wir uns gerade als Sozialdemokraten nicht verhalten lassen dürfen, einer augenblicklich herrschenden Stimmung nachzugeben, die besonders von bürgerlich-reaktionären Kreisen forciert wird, und darüber unsere Grundsätze außer acht zu lassen. Nach dem Kriege richtete sich die Demobilisierungsverordnung eigentlich gegen die Kreise, die durch das Hilfsdienstgesetz, das Hindenburg-Programm, im Kriege in Erwerbsarbeit gekommen waren und von selbst nicht wieder ausgeschieden wären. Praktisch aber wirkte sich die Demobilisierungsverordnung hauptsächlich auf die verheirateten Frauen aus. Daraufhin stellte schon der Görlitzer Parteitag 1921 ausdrücklich fest, daß die Frau ein Recht auf Erwerbsarbeit hat. Diese Forderung wurde dann im Heidelberger Programm verankert. Da später im Hinblick auf die große Arbeitslosigkeit die Erwerbsarbeit der verheirateten Frau wiederum bekämpft wurde, fand auf dem Magdeburger Parteitag eine Aussprache über dieses Problem statt. Ein von Berlin gestellter Antrag wurde angenommen und die Beschlüsse der Sozialistischen Arbeiterinternationale in Marseille 1925 und die Stellungnahme im Heidelberger Programm wurden wiederum als bindend anerkannt. Leider findet dieser Programmpunkt in unseren eigenen Reihen nicht immer die Beachtung, die er verdient. Vielfach wird verkannt, daß

der Kampf gegen eine Personengruppe nur geeignet ist, die Kampfbasis zu unseren Ungunsten zu verschieben und von den eigentlichen Ursachen unserer Not abzulenken.

Die Wirtschaftskrise und die ungeheure Arbeitslosigkeit haben in den letzten Jahren den reaktionären und frauenrechtsfeindlichen Parteien als Vorwand gedient, eine systematische Hezge gegen die Frauenarbeit im allgemeinen und gegen die Erwerbsarbeit der verheirateten Frau im besonderen zu betreiben. Am 11. Dezember 1930 verlangte die Wirtschaftspartei, „bei allen Reichs-, Staats- und Gemeindebehörden jede weitere Einstellung von weiblichem Personal auf das absolute erforderliche Maß zu beschränken, die bereits im Reichs-, Staats- und Gemeinbedienst tätigen weiblichen Kräfte, insbesondere diejenigen, die Männerstellen besetzen, abzubauen“, soweit nicht besondere Bedingungen erfüllt werden. Ihren Höhepunkt haben die reaktionären Bestrebungen in der Hezge gegen die sogenannten Doppelverdiener gefunden. Um die Jahreswende sah sich der Reichsarbeitsminister veranlaßt, auf vielseitiges Drängen ein Schreiben an die Vereinigung der Deutschen Arbeitgeberverbände, die obersten Sozialbehörden der Länder und die Hauptverwaltung der Reichsbahn zu richten. Er selbst gibt aber zu, daß eine genaue Bestimmung des Begriffs „Doppelverdiener“ sehr schwer ist. In einem Gutachten hat die Brauns-Kommission die Fälle des Doppelverdienens wie folgt beschrieben: Personen, die mehrere Arbeitnehmer-tätigkeiten ausüben, Personen, die selbständig sind, daneben aber noch unfelbständige Arbeitnehmer-tätigkeit ausüben, Bezieher von Einkommen aus Pensionen, Wartegeld und Sozialrenten, die daneben noch in bezahlter Arbeitnehmer-tätigkeit

stehen und endlich die Form des Doppelverdienens, wo in einen Familienhaushalt zwei oder mehrere Einkommen fließen. Der einzige Vorschlag aber, den die Brauns-Kommission positiv zu machen weiß, richtet sich gegen die Beamtinnen, die verheiratet sind und in ihrer Zahl auf rund 7000 bis 8000 geschätzt werden. Ein Mehrheitsbeschluß will durch Bereitstellung von Abfindungssummen einen Anreiz zum freiwilligen Ausscheiden geben, während ein Minderheitsbeschluß eine Kündigung unter Gewährung einer Abfindung vorschlägt. Hier scheut man also nicht vor einem verfassungsändernden Beschluß zurück, denn im Artikel 128 der Verfassung heißt es ausdrücklich, „alle Ausnahmebestimmungen gegen weibliche Beamte werden beseitigt“. Die Kommission versäumt, zu verlangen, daß die bei verschiedenen Arbeitgebern am Tag geleisteten Arbeitsstunden berechnet werden. Im Entwurf des Reichsarbeitsministers zum Arbeitsschutzgesetz von 1926 war eine solche Bestimmung bereits vorgesehen, die verlangte, daß bei Arbeitnehmern, die von mehreren Arbeitgebern beschäftigt werden,

zusammengerechnet die regelmäßige gewöhnliche Arbeitszeit nicht überschritten werden dürfe.

Dieser Gedanke soll fallengelassen worden sein, weil die Arbeitgeber dagegen Einspruch erhoben. Auch gegenüber den Pensionären und Wartestandsbeamten, die außer ihrer Pension noch Bezüge aus Arbeitnehmer-tätigkeit haben, wurde ebensowenig wie in der Rotverordnung eine Maßnahme getroffen. Von den vielfachen Bezügen der Herren Aufsichtsräte ist kein Wort zu lesen, sie dürfen ihre hohen Lantien weiter einstecken, ohne daß sie stärker belastet werden. In der Rotverordnung sind die verheirateten erwerbstätigen Frauen noch einmal besonders benachteiligt. Es heißt: „Verheirateten Frauen wird die Arbeitslosenunterstützung nur gewährt, soweit sie bedürftig sind. Die Bedürftigkeitsprüfung richtet sich nach den Vorschriften der Krisenfürsorge. Hat der Ehemann noch Einkommen, so erhält die Ehefrau keine Unterstützung.“

Der Beitrag muß bezahlt werden, aber der Rechtsanspruch auf Unterstützung wird aufgehoben.

Dieser Teil der Verordnung will hauptsächlich einer gewissen Stimmung Rechnung tragen, das finanzielle Ergebnis der Einsparung dürfte kaum nennenswert sein. Würden aber Arbeiterinnen betroffen werden, deren Erwerbsarbeit notwendige Voraussetzung für die Existenz der Familie ist, so würde eine jährende Ungerechtigkeit vorliegen. Eine Entlastung des Arbeitsmarktes durch das Ausschalten verheirateter Frauen würde kaum in spürbarem Umfang erreicht werden. Die Hauptursachen der Arbeitslosigkeit sind in der kapitalistischen Wirtschaftsweise begründet. Solange es uns nicht gelingt, die Produktionsmittel zu vergesellschaften, solange wird der private Profit und nicht das Wohl der Gesamtheit für die Wirtschaftsführung ausschlaggebend sein. Wir brauchen aber keineswegs wie die Kommunisten bis auf den Tag der Weltrevolution zu warten. Wir müssen schon jetzt die Ursachen unserer Not aufzeigen und Gegenwartsforderungen stellen, deren Verwirklichung selbstverständlich von unserem politischen Einfluß abhängig ist. Wir verlangen Verkürzung der Arbeitszeit bei Lohnausgleich. Wir verlangen Verlängerung der Schulzeit um 1 Jahr, Ausschaltung der wirklichen Doppelverdiener, durchgreifende Preisentung, schärfere Kartellkontrolle, Einschränkung der Beschäftigung ausländischer Landarbeiter, landwirtschaftliche Bodenverbesserung und Förderung des Wohnungsbaues.

Unsere grundsätzliche Stellungnahme zum § 218 hat Genossin Moses in der „Genossin“ jüngst ausführlich dargelegt. Ich kann mich darauf beschränken, das Wesentliche aus unserem Kampf gegen die Klassenparagrafen hervorzuheben. Grundsätzlich befürworten

wir nicht die Abtreibung. Durch Freigabe und Verbreitung der Verhütungsmöglichkeiten soll es erst gar nicht zur Abtreibung kommen. Im übrigen werden

Strafbestimmungen nie die sozialen Ursachen beseitigen, die heute so häufig zur Abtreibung führen.

Besserung der Lohnverhältnisse, Hebung des Lohnniveaus, Existenzsicherung der vom Gespenst Arbeitslosigkeit bedrohten Arbeiterfamilien wäre viel richtiger.

Unser Antrag gegen den Faschismus ist geboren aus der Erkenntnis der Frauenrechtsfeindlichkeit der Nationalsozialisten und der ihnen nahestehenden Parteien. Er entspringt auch unserem Kampf für den Frieden, der wahrlich notwendig ist. Hat doch am Völkerschlachtdenkmal der nationale Luisebund verkündet, daß

Heldentod Auferstehung sei. Diese Frauen haben keinerlei Vorstellung von der modernen Kriegstechnik. In der Gesamtorganisation der Partei werden wir Frauen mitkämpfen an der Niederwerfung der faschistischen Gefahr." (Lebhafter Beifall.)

An einer sehr angeregten Diskussion beteiligten sich die Genossinnen Weider, Elise Michaelis, Frankenthal, Müller, Jankowski, Kunert, Fabian, Meier, Masche, Barz und Hanna. Im Schlußwort verlangte die Genossin Kern noch einmal Geschlossenheit im Kampf. Zum Punkt Verschiedenes wies Genossin Burm auf die Verschlechterung der proletarischen Lebenshaltung durch die in der Notverordnung festgesetzte Verdoppelung der Zuckersteuer und die Möglichkeit zur Aufhebung des Nachtbakteriobotes hin. Gegen Mitternacht wurde die Funktionärinnenkonferenz geschlossen.

Sozialdemokratie und § 218.

Während der Internationalen Frauenwochen im April ist in allen Gegenden Deutschlands in den Kundgebungen der sozialdemokratischen Frauen folgende Resolution zur Annahme gebracht worden:

„Die am . . . in . . . tagende Versammlung fordert vom Reichstag eine völlige Umgestaltung der Abtreibungsparagraphen im Sinne folgender Anträge, die von der sozialdemokratischen Reichstagsfraktion zu der Strafgesetzsreform eingebracht worden sind.

Die von dem § 233 (früher § 218) getroffenen Handlungen bleiben straflos, wenn sie mit Einwilligung der Schwangeren von einem approbierten Arzte innerhalb der ersten drei Monate der Schwangerschaft vorgenommen worden sind.

§ 254. Ärztlich gebotene Unterbrechung der Schwangerschaft.

Eine Abtreibung im Sinne dieses Gesetzes liegt nicht vor, wenn ein Arzt eine Schwangerschaft unterbricht, weil es nach den Regeln der ärztlichen Kunst zur Abwendung einer Gefahr für das Leben oder die Gesundheit der Mutter erforderlich ist und weil es nach den Regeln der ärztlichen Kunst notwendig ist, um die Geburt eines kranken oder geistig minderwertigen Kindes zu verhindern, weil es notwendig ist, um einem schweren wirtschaftlichen Notstand für das zu erwartende Kind vorzubeugen, oder wenn die Schwängerung bei Verübung von Notzucht, Schändung, Blutschande oder Unzucht mit Kindern eingetreten ist.

Schließlich fordert die Versammlung, im Interesse einer vernünftigen Geburtenregelung ohne Gefahr für Freiheit, Leben und Gesundheit, die weiteste Verbreitung der Kenntnis der Technik des präventiven (empfangnisverhütenden) Geschlechtsverkehrs durch Ausbau der Ehe- und Sexualberatungsstellen.

Die Resolutionen wurden vom Reichsfrauenbüro der Partei gesammelt und der Reichstagsfraktion mit der Bitte um Weiterleitung übersandt.

Von der Reichstagsfraktion wurde den Genossinnen folgende Antwort übermittelt:

Werte Genossinnen!

Wir bestätigen hiermit den Eingang der Resolutionen, die in mehreren Hunderten von Versammlungen zum Internationalen Frauentag 1931 angenommen worden sind. Es wird darin einmütig zum Ausdruck gebracht, daß der § 218 des Strafgesetzbuches in seiner heutigen Fassung dem Volkswillen und den lebensnotwendigsten des arbeitenden Menschen längst nicht mehr entspricht. Wir haben die Resolutionen als einen Ausdruck des Kampfwillens der hinter der Sozialdemokratie stehenden Männer und Frauen entgegengenommen und sie dem für diese Frage zuständigen Sachausschuß unserer Fraktion zur weiteren Bearbeitung übergeben. Der Sachausschuß hat bereits die notwendigen Vorarbeiten getroffen, um bei der Weiterberatung der Strafgesetzsreform im Herbst dieses Jahres die Umgestaltung des § 218 zu erreichen. Die sozialdemokratische Reichstagsfraktion wird zu diesem Zwecke Anträge einbringen, die dem Inhalt der Resolutionen entsprechen. Ähnliche Anträge sind bereits im alten Reichstag vorgelegt worden, sie konnten jedoch infolge der Auflösung bisher nicht erledigt werden.

Mit Parteigruß
Herz.

Reichstagsfraktion der Sozialdemokratischen Partei Deutschlands.

Diese gerade für die proletarische Frau so lebenswichtige Frage wird von der Sozialdemokratie zwar nicht mit großem Geschrei dazu verwandt, um ihre Parteihuppe darin zu locken, sondern es wird ernsthaft versucht, eine wirkliche Besserung durch zähe, zielbewusste Arbeit zu erreichen.

Das Proletariat — auch der Teil des Proletariats, der durch jahrelange Not zermürbt, heute leicht geneigt ist, verantwortungslosen

Phrasenhelden von rechts oder links nachzulaufen — wird es einst der Sozialdemokratie danken, daß sie in schwerster Zeit nicht das Gefühl für die Verantwortung dem Proletariat gegenüber verloren hat.

Auch die Frauen sollten einsehen, daß einzig die Sozialdemokratie geneigt ist, ihnen wirklich schon heute eine Besserung ihrer Lage zu erkämpfen und sie nicht auf ein nebelhaftes Drittes Reich Hitlerscher oder Thälmannscher Färbung vertrösten.

Die Sozialdemokratie ist so stark, wie Ihr es wollt! Denkt daran, Ihr Frauen und helft uns mit in unserem Kampfe für die Befreiung der Menschheit, tretet ein in die Reihen der kämpfenden Sozialdemokratie!

Geburtenregelung in Amerika.

Der Bundesrat der protestantischen Kirchen Amerikas hat die Geburtenregelung mit Hilfe „sorgfältiger und beschränkter Anwendung antikonzeptioneller Mittel im ehelichen Verkehr“ gutgeheißen. Dieser Bundesrat umfaßt rund 22 Millionen Angehörige protestantischer Konfessionen. Ein besonderer Ausschuß der Organisation, für Ehe und Heim, hat sich mit der Frage der Geburtenregelung, ihrer Anerkennung oder Ablehnung, zu beschäftigen gehabt. Diesem Ausschuß gehören 28 Mitglieder an, von denen 22, also volle drei Viertel, einen Bericht veröffentlichten, in dem der Gebrauch antikonzeptioneller Mittel als „berechtigt und moralisch“ bezeichnet wird. Drei Mitglieder des Ausschusses waren in Einzelheiten abweichender Meinung und drei weitere enthielten sich der Meinungsäußerung. Ueber die Notwendigkeit der Geburtenregelung selbst bestand unter den Ausschußmitgliedern keine Meinungsverschiedenheit; nur über die Methode konnte man sich nicht einig werden. Die Minderheit erklärte Enthaltensamkeit für das einzige zulässige Mittel, machte aber keine grundsätzlichen Einwendungen.

Bei dem großen Einfluß der Kirche auf das amerikanische Familienleben kann die Bedeutung dieses Beschlusses nicht leicht überschätzt werden.

Internationales Gewerkschaftliches Frauenkomitee.

Am 7. Juni trat in Lausanne (Schweiz) das Gewerkschaftliche Frauenkomitee des Internationalen Gewerkschaftsbundes (IGB.) zu einer Sitzung zusammen, der folgende Delegierte betwohnten: W. Schevenels, Generalsekretär des IGB. (Vorjügender), Gertrud Hanna (Deutschland), Jeanne Chevenard (Frankreich), Helene Burniaux (Belgien). Die Genossinnen Crone (Dänemark) und Barley (Großbritannien) waren an der Teilnahme verhindert. Wegen der Abwesenheit der Genossin Barley, der die Berichterstattung über die Frage der Frauenlöhne übertragen war, wurde die Besprechung dieses Punktes der Tagesordnung auf eine folgende Sitzung vertagt.

Genossin Hanna erstattete Bericht über die Frage der Arbeit der Frau in der Industrie. Sie legte dar, daß der Uebergang von der handwerklichen zur industriellen Produktion sowie die damit zusammenhängende Proletarisierung der großen Massen und die Zunahme der Bevölkerung die Zahl der Frauen vermehrte, die ihren Lebensunterhalt zu erwerben haben. Diese Entwicklung war zwangsäufig; sie wurde u. a. auch durch den Umstand beschleunigt, daß die Industrie die Befriedigung von Bedürfnissen übernahm, die früher ins Arbeitsgebiet der weiblichen Familienmitglieder gehörte (Herstellung von Kleidern, Wäsche usw.). Ein weiterer Faktor dieses Prozesses war der Fortschritt der geistigen Entwicklung der Frauen, die seinerseits wieder zu einem großen Teil auf den Umstand zurückzuführen ist, daß die Frau außerhalb der Familie eine bezahlte Beschäftigung suchen muß, um dank ihrer Fähigkeiten und

ihrer Eignung auf dem Arbeitsmarkt der Konkurrenz des Mannes standhalten zu können. Die Zahl der Frauen, die ihren Lebensunterhalt verdienen, beträgt zur Zeit in den industriellen Ländern

durchschnittlich ein Drittel der Zahl der männlichen Arbeitskräfte.

Die industrielle Arbeit ist zur Zeit für Millionen von Frauen eine wirtschaftliche Notwendigkeit. Die Maschine ist somit die wichtigste Ursache der industriellen Arbeit der Frau, und diese Arbeit wird durch die Rationalisierung begünstigt. Dieses ernste Problem wirkt natürlich auch auf die Arbeit der Männer zurück. Der männlichen Arbeiter bemächtigt sich vielfach die Furcht, durch schlechter bezahlte weibliche Arbeitskräfte ersetzt zu werden. Genossin Hanna erinnerte in diesem Zusammenhang an die wiederholt bestätigte Stellungnahme des IOB., wonach die anzustrebenden Lösungen nicht zu einem Kampf gegen die Frauenarbeit führen dürfen, sondern es sich im Gegenteil darum handeln muß, eine Besserung der Lage der Arbeiter beider Geschlechter herbeizuführen. Dieses Resultat kann, wie jeder Gewerkschafter weiß, nur durch die systematische Organisierung des Proletariats erreicht werden. Die Organisierung der Frauen läßt jedoch noch viel zu wünschen übrig. Zur Zeit gehört

kaum ein Zehntel der in Lohnarbeit stehenden Frauen den dem IOB. angeschlossenen gewerkschaftlichen Landeszentralen an.

Das Gewerkschaftliche Frauentomitee erinnerte deshalb die Landeszentralen neuerdings daran, daß der Organisierung der Frauen die größte Aufmerksamkeit geschenkt werden muß.

Im Laufe der Diskussion, an der sich alle Mitglieder beteiligten, wurden die verschiedenen Seiten der Frage eingehend behandelt. Allgemein wurde dem Bedauern darüber Ausdruck gegeben, daß es in den wichtigsten industriellen Ländern an zuverlässigen und vergleichbaren statistischen Angaben fehlt. Um diesem unhaltbaren Zustand zu begegnen, der eine wirksame Propaganda für die Verbesserung der sozialen Verhältnisse der in Lohnarbeit stehenden Frau beeinträchtigt, arbeitete das Komitee eine Anzahl von Vorschlägen aus, die dem Vorstand des IOB. unterbreitet werden sollen.

Das Komitee gab erneut dem Wunsche Ausdruck, daß periodisch internationale Arbeiterinnenkonferenzen abgehalten werden sollen. In diesem Sinne beschloß das Komitee, beim Vorstand die Einberufung der nächsten Internationalen Arbeiterinnenkonferenz für den Beginn des Jahres 1932 zu beantragen, d. h. 1 bis 2 Tage vor der Abhaltung der Ausschußsitzung des IOB.

Schicksal im Schatten der Fabrik.

Schon lange war sie mir aufgefallen, die Kollegin an der Stanze 5. Ich schätzte ihr Alter auf ungefähr 50 Jahre. Ihr Gesicht trug die strengen, abgehärteten Züge der älteren Fabrikarbeiterin. Harte Arbeit, Schicksalschläge und Entbehrungen mochten ihre tiefen Furchen darin eingegraben haben. Auch die mageren, rissigen Hände, die stink im unbarmherzigen Rhythmus der Akkordarbeit über die Hebel der Stanze zuckten, kündeten von einem Leben jahrzehntelanger, qualvoller Maschinenfron.

Das Auffallendste aber war ihr Haar. Kurzgeschneitten und strähnig, war es von einer seltsamen, wohl nur durch chemische Einwirkung zustande gekommenen fahlen, bräunlichen Färbung. Auch einzelne graue Fäden zogen sich hindurch.

Oft schon hatte ich die Kollegin beobachtet, wie sie an ihrer Maschine saß, automatisch und teilnahmslos ihre Arbeit verrichtend, die Augen groß und starr vor sich auf die Stanze gerichtet. So blicklos und schicksalsgehärtet erschien dann immer ihr Gesicht, daß ich jedesmal erschrak. Heute aber hatte sie gerötete Augen, ihre Züge schienen noch härter, die Schultern hingen noch schlaffer herab als sonst.

Der Zufall wollte es, daß ich den Auftrag bekam, Material zur Stanze 5 zu bringen. Nachdem ich die Messingstreifen griffbereit neben die Stanze gelegt hatte, sprach ich sie an:

„Kollegin, warum bist du so traurig?“

„Ich soll morgen entlassen werden“, erwiderte sie leise, „und — mein Mädels kann dann nicht . . .“

Die übrigen Worte konnte ich nicht mehr verstehen, denn ich wurde vom Meister gerufen. Er hatte uns wohl beobachtet und sah es nicht gern, wenn sich die Arbeiter unterhielten. Ich erhielt eine andere Arbeit zugewiesen, und hatte nicht mehr die Möglichkeit, in die Nähe der Stanzerin zu gelangen.

In der Mittagspause aber setzte ich mich zu ihr und erkundigte mich nach ihrem bisherigen Leben. Sie erzählte mir ihr Schicksal.

Schon als Kind hatte sie ihre Eltern verloren und mußte, völlig alleinstehend, als Fabrikmädels ihr Leben zu gewinnen suchen. Mit 21 Jahren hatte sie einen jungen Schlosser geheiratet und glaubte nun, nach einiger Zeit nicht mehr jeden Tag an der Maschine schaffen zu brauchen.

Da kam der Krieg!

Der Krieg, der diese Hoffnung zerstörte und ihrem weiteren Schicksal den Stempel aufdrückte. Ihr Mann wurde eingezogen; sie mußte Tag und Nacht in der Munitionsfabrik schuften — Granaten füllen!

Hier, im Giftrauch der Säuren und chemischen Substanzen färbten sich ihre Haare braun, hier, in aufreibenden Nachtschichten, bei der elenden Kriegsernährung doppelt qualvoll, gruben sich in ihr Gesicht die Zeichen vorzeitigen Alters ein. Das ständige, jahrelange Bangen um den Mann, den sie in der Hölle der ständrischen Schlachtfelder wußte, zermürbte sie noch mehr!

38 Jahre sei sie jetzt, sagte sie und ich hatte sie auf fünfzig geschätzt! . . .

„Nur einmal während des Krieges war mein Mann auf Urlaub“ — erzählte sie weiter. „Im November 1918 kam dann mein kleines Mädels, die Lotte, zur Welt. Am Tage nach der Geburt erfuhr ich, daß mein Mann von einer Granate zerrissen wurde, — wenige Tage vor Einstellung der Feindseligkeiten . . . Es war furchtbar!“ —

„Nur die Liebe zu meinem Kinde erhielt mich aufrecht und am

Leben. Und wieder mußte ich zur Fabrik gehen, um die Mittel zu schaffen, es großzuziehen. Freilich — ein schwächliches Kind ist mein Lotchen geblieben. Und viel Freude hat es auch nicht kennengelernt, — nicht mehr als eine von der Fabrikarbeit müde und abgESPANNT nach Hause kommende Mutter zu geben vermag . . .“

„Im vorigen Jahr erfuhr ich von den Kinderfreunden; ich brachte meine Lotte hin. Nun ist sie ein schmuder, kleiner Rotzacke geworden und hat das Lachen gelernt. Im Juli sollte sie das Zeltlager in der Lübecker Bucht mitmachen; sie hat ja ein bißchen Kräftigung und Erholung so nötig! Ich hatte auch schon etwas gespart, trotzdem wir schon seit Weihnachten verkürzt arbeiten.“

„Und nun — soll ich — entlassen werden! . . .“

Die Tränen kamen ihr in die Augen. — Ich faßte ihre Hand: „Kollegin — Genossin! nicht verzagen; wir müssen — werden kämpfen!“ —

Schrick und höhnisch gellte uns die Werkstattglocke in die Ohren: Die Mittagspause ist zu Ende!

Fabrikarbeiterinnenschicksal . . .

G. E.

Die moderne Frau! Die deutsche Frau?

Das ist der Titel einer kleinen Frauenbrochüre, die der staunenden Mitwelt einen Einblick in die Geistesverfassung nationalsozialistischer „Herrnenmenschen“ gewährt. Die Nazis haben endlich ihr Entsetzen über die „unteutschen“ Frauen in einer Flugchrift zum Ausdruck gebracht. Da heißt es im Anfang: „Die moderne Frau — die deutsche Frau — in der Gegenüberstellung dieser beiden Begriffe liegt schon die Betonung ihrer unveröhnlichen Gegenfäßlichkeit.“ Und dann weiter: „Der germanischen Idealanschauung entspricht der Gretchentyp für das deutsche Mädchen, der Krimhildentyp für die Gattin, der Frau-Aja-Typ für die Mutter. Dem Manne schreibt sie allein das Heldische vor. Solange diese Anschauung sich durchgesetzt hat, solange sie also das Weib als die Repräsentantin des Negativen, der Schwäche, der Schutzbedürftigkeit im Frieden des Hauses festhielt und nur den Mann als den Vertreter des Positiven, der Stärke, des Schutzwährens in die Dessenlichkeit entließ, solange war, von Einzelfällen abgesehen, dem Zusammengehen der Geschlechter die Harmonie gesichert, weil es sich in Harmonie mit dem Unendlichen befand.“

Das kleine Mädchen also, das sich für ein paar Schmuckstücke verführen läßt und ein hilf- und wehrloses Opfer männlicher Brutalität wird, das ist das Ideal unserer neuen Germanen. Das Mädels, das mit offenen Augen durch die Welt geht, das sich selbst sein Brot verdient, soweit das kapitalistische System es noch nicht um Arbeit und Brot gebracht hat, das Mädels, das sich mit Bewußtsein ihren Lebenskameraden, den Vater ihres Kindes wählt, das ist nach Ansicht der Nazis ein verkommenes undeutsches Subjekt.

Sie geifern: „Man erfand das Schlagwort von der Gleichberechtigung. Man verhöhnnte die holde Unvertraulichkeit der Jugend mit geschlechtlichen Dingen und nannte sie lächerliche Unwissenheit. Das unsaubere Erwägen „wie sage ich es meinem Kinde“ wurde zu einem todernsten Erziehungsprinzip hinaufgehoben. Das gemeinsame Lesen schlechter Bücher, der gleichzeitige Besuch unanständiger Stücke tötete mit der Zeit die natürliche Scheu der Frau vor Gesprächen über heikle Dinge mit dem männlichen Partner. So ergab sich, was man die rühmliche Unbefangenheit der

modernen Frau nennt. Das pries man und bewog so die Menschen, zu vergessen, daß es eigentlich Schamlosigkeit ist, was man für ein wertvolles Ergebnis unvoreingenommener Erziehung ansieht."

Daß freilich die „holde Unvertraulichkeit der Jugend mit geschlechtlichen Dingen“ die Ursache so vielen Elends der Jugend vergangener Generationen gewesen ist, darüber macht der Verfasser dieser schönen Broschüre sich nicht viel Kopfzerbrechen. Die Mutter, die in voller Verantwortung ihr Kind in sauberer natürlicher Weise über natürliche Dinge unterrichtet, ist nach diesem Edelgermanen eine schamlose, verdorbene Person. Seiner Meinung nach ist die Frau von heute nichts weiter als eine Dirne. Er sagt von ihr: „Die Mode der Verdickung fand sie zu allen Zugeständnissen bereit. Pariser Modepotentaten entdeckten ein Verjüngungsurrogat im Haarschnitt des Bublikopfes und alsbald ergoß sich eine Flut von abgeschliffenen Zöpfen über Europa.“ Schade, daß dieser freundliche Herr nicht in dieser Flut erossen ist! Allerdings wären wir dann um den Genuß gekommen, das Idealverhältnis der Geschlechter zu erfahren. Das schildert der Naziverfasser wörtlich so:

Delagja lernt lesen.

Delagja war eine Analphabetin. Nicht einmal ihren Zunamen konnte sie unterschreiben.

Und Delagjas Mann war ein verantwortlicher Sowjetfunktionär. Und wiewohl er ein einfacher Mensch war und aus dem Dorfe stammte, hatte er sich doch in der Stadt im Laufe von fünf Jahren eine Stellung zu erringen verstanden, wie sie sich gehörte. Und nicht nur seinen Zunamen hätte er schreiben können, sondern weiß Gott was noch alles.

Und es tränkte ihn sehr, daß sein Weib eine Analphabetin war. „Delagja, du könntest wenigstens deinen Zunamen schreiben lernen“ sagte er zu seiner Frau. „Ach hab ja einen leichten Zunamen, aus nur zwei Silben besteht er: Kutsch—kin, und du kannst nicht . . . Unangenehm das . . .“

Aber Delagja winkt nur mit der Hand ab und sagt: „Wo zu soll mir das taugen, Iwan Nikolajewitsch, ist ja zu nichts gut. In Jahren werde ich immer reicher. Die Hand trümmt sich nicht mehr recht. Was soll ich denn jetzt lernen und Silben buchstabieren? Da sollen doch lieber die jungen Pioniere lernen, und ich werde meine Jahre auch so fertizubringen.“

Und Delagjas Mann war ein vielbeschäftigter Mann und konnte für seine Frau nicht viel Zeit aufwenden. Schüttelte also nur den Kopf und sagte: „Ach, Delagja, Delagja . . .“ und verstimmt.

Aber einmal brachte Iwan Nikolajewitsch doch irgendein Spezialbuch mit.

„Das, Delagja“, sagte er, „ist das neueste Elementarbuch — eine Fibel zum Selbstlernen, nach den neuesten Methoden zusammengestellt. Ich selbst“, sagte er, „werde dir's zeigen.“

Aber Delagja lächelte nur, nahm die Fibel, drehte sie hin und her und legte sie in die Truhe — mag sie, sagte sie, dort eine Weile liegen, vielleicht wird sie den Enkeln von Nutzen sein.

Aber eines Tages machte sich Delagja doch an die Arbeit. Die Tante Iwan Nikolajewitschs war zu flüchten, der Kermel hatte sich irgendwie durchgerieben.

Und Delagja setzte sich an den Tisch. Rahm die Nadel zur Hand. Schob die Hand unter das Futter — irgend etwas knistert dort.

„Geld vielleicht?“ dachte Delagja.

Sie schaut — ein Brief. Ein reiner und schöner Umschlag, dünne Buchstaben darauf, und das Papier — wie wenn es von Parfüm oder kölnischem Wasser duftete. Delagja wurde es eng ums Herz.

Ach, dachte sie, sollte Iwan Nikolajewitsch mich betrügen? Am Ende fabriziert er da irgendwelche Briefromane mit Dämchen und macht sich lustig über mich! Weill ich eine dumme Analphabetin bin?

Delagja sah den Umschlag an, zog den Brief heraus, entfaltete ihn — nichts, sie konnte nicht lesen.

Zum ersten Male in ihrem Leben bedauerte Delagja, nicht lesen zu können.

Wiewohl es ein fremder Brief ist, dachte sie, sollte ich doch wissen, was drinsteht. Vielleicht wird sich durch diesen Brief mein ganzes Leben ändern. Vielleicht wäre es für mich besser, aufs Dorf, zu Bauernarbeit hinauszufahren?

Delagja begann zu weinen. Dann fiel ihr auch ein, daß Iwan Nikolajewitsch sich in der letzten Zeit so verändert hatte — den Schnurrbart stubte er jetzt und auch die Hände wusch er sich öfter. Und Delagja sah da, betrachtete den Brief und heulte. Aber den Brief lesen konnte sie deshalb doch nicht. Und ihn einem Fremden zu zeigen — das wäre doch eine Schande gewesen.

Delagja steckte den Brief in die Truhe, steckte die Tante und wartete auf Iwan Nikolajewitsch.

„Die Mütter glauben, ihre Gleichgültigkeit durch den verständnisvollen Hinweis auf die „Rot der Jugend“ entschuldigen zu können, als mühten sie gar nichts davon, daß dieses Uebel von den Eltern früherer Generationen außerordentlich wirksam mit dem Rohrstock bekämpft worden ist. Und die Väter? Sehr oft sind sie in der Lage, sich fragen zu müssen, was sie berechtigen könnte, an den Töchtern zu strafen, was sie an den Müttern dulden.“

Also, nun wissen wir es endlich, was uns allen fehlt, nämlich der Rohrstock. Der ist gut gegen Arbeitslosigkeit, gegen die Jugend und ganz besonders gegen diese frechen Frauen, die es wagen zu behaupten, daß sie nicht mehr Hausflavinnen und Gebärmaschinen sein wollen, sondern Menschen mit gleichen Rechten und gleichen Pflichten wie der Mann.

Uns Frauen der heutigen Generation aber ist es selbstverständlich geworden, als Kameraden Seite an Seite mit dem Mann zu arbeiten und im politischen Kampf zu stehen. Die Nazibroschüre aber zeigt uns, was für uns Frauen auf dem Spiel steht, sollten die Faschisten zur Macht kommen.

Als er kam, verriet sich Delagja nicht im mindesten. Im Gegenteil, mit ruhiger Stimme versicherte sie ihm während der Unterhaltung, daß sie sich langweile, daß sie Lust hätte, etwas zu lernen, daß es ihr mit der Zeit zu dumm geworden sei, ein so dummes Weib zu sein, das nicht einmal schreiben konnte.

Und das freute Iwan Nikolajewitsch natürlich sehr. „Ausgezeichnet!“ sagte er. „Ich selbst werde dir die Buchstaben zeigen.“

„Also zeige!“ sagte Delagja. Und sie sah sich aufmerksam die gerade geschnittenen Schnurrbart-Enden über Iwan Nikolajewitschs Mund an.

Zwei Monate lang lernte Delagja Tag um Tag lesen. Geduldig buchstabierend, setzte sie Silben und Wörter zusammen, schrieb Buchstaben und lernte ganze Sätze. Abends nahm sie den geheimnisvollen Brief aus der Truhe und versuchte, seinen verborgenen Sinn zu entziffern.

Aber das war ganz und gar nicht leicht. Erst im dritten Monat gelang es Delagja, auch diese Kunst zu knaden.

Am Morgen, als Iwan Nikolajewitsch zur Arbeit gegangen war, nahm sie den Brief aus der Truhe und begann zu lesen.

Mit Mühe entzifferte sie die zierliche Schrift; dabei gab ihr der leichte Duft, den das Papier ausströmte, einen Stich.

Der Brief war an Iwan Nikolajewitsch gerichtet. Delagja las:

„Werter Genosse Kutschkin!
Ich sende Ihnen die versprochene Fibel. Ich hoffe, daß Ihre Frau sich im Laufe von zwei oder drei Monaten alle diese Weisheiten vollkommener zu eigen gemacht haben wird. Versprechen Sie mir, mein Lieber, daß Sie allen Einfluß ausüben werden, das sie das auch wirklich tut. Überreden Sie sie, überzeugen Sie sie, daß es wahrhaftig eine Schande ist, eine Analphabetin zu sein. Augenblicklich, im Angesicht der kommenden Zehnjahrsfeier, liquidieren wir den Analphabetismus in der ganzen Republik mit allen uns zur Verfügung stehenden Mitteln. Und an die uns nächststehenden Menschen vergessen wir. Vieten Sie alles auf, Iwan Nikolajewitsch. Mit kommunistischem Gruß
Marja Blochina.“

Zweimal las Delagja den Brief, dann biß sie die Zähne zusammen, konnte aber doch die Tränen nicht verhindern, die ihr in die Augen stiegen. Sie begann zu weinen, denn sie fühlte irgendein verborgenes Unrecht.

Michael Sostschenko.

Kindergeist.

Sie will nicht verwöhnt werden.

Die dreijährige Lilli ist ein süßes kleines Ding, das natürlich als Nesthäkchen und einziges Schwesterchen von zwei großen Brüdern reichlich viel Liebe zu ertragen hat, so daß die Mutter öfters bremsen muß. Eines Tages ist Tante Anni zu Besuch da. Nachdem Klein-Lilli mehrmals abgeküßt worden ist, soll sie nun auch der Tante einen Kuß geben, worauf die kleine Person aber die Tante von sich schiebt und sehr energisch erklärt: „Bitte, verwöhne das Kind nicht!“

Flaschenmilch für die Kuh-Kinder.

Bubi kommt aus der Großstadt zum erstenmal aufs Land. Als er bei einem Spaziergang sieht, wie ein Bauer mit dem Pflug den Boden bearbeitet, fragt er erstaunt: „Du, Papa, was ist denn das für ein Sport?“

Vom Lande zurückgekehrt sieht er eines Tages aufmerksam zu, wie die Mutter dem kleinen Brüderchen die Flasche gibt. „Mutti“ — fragt er nachdenklich — „wer gibt denn der Kuh ihren Kindern die Flasche?“